

# Die neue Welt



Nr. 45

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

## Am letzten Tag.

Erzählung von Ernst Preczang.

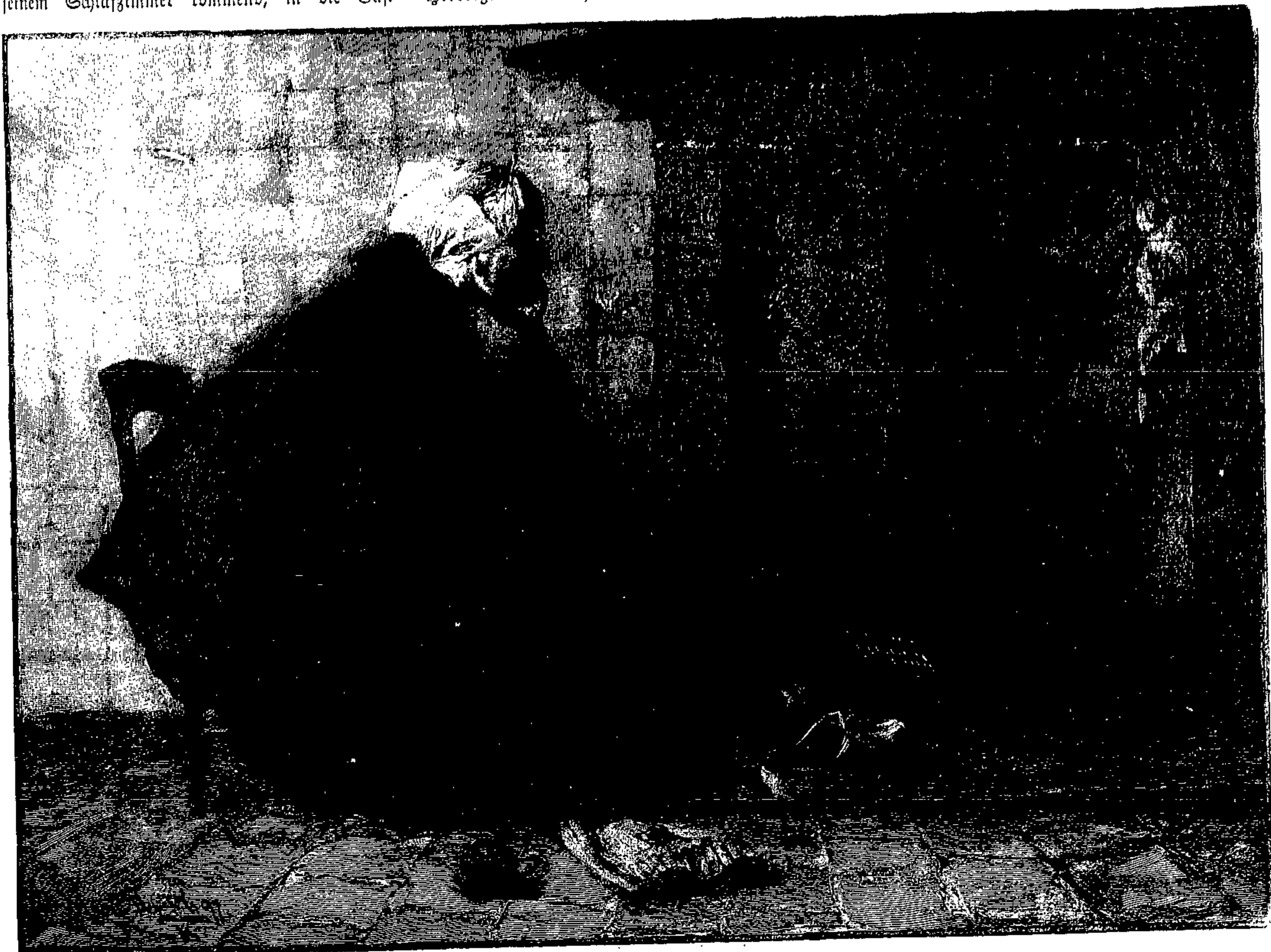
„Kannst Dich ruhig zu mir setzen, Söhnchen.“  
Der alte „Kunde“ mit dem kupferfarbenen Antlitz stieß es grollend heraus, als ein junger Handwerksbursche, eben aus seinem Schlafzimmer kommend, in die Gast-

stube der Herberge trat, sich scheu und zögernd umsah und sich dann abseits an einem der rohen Tische niederlassen wollte. „Ich freß' keinen!“

Sie waren die einzigen, die in der kleinen Herberge des Dertchens übernachtet, sich am vor-

hergehenden Abend aber nur flüchtig gesehen hatten.

„Hast Dir wohl 'n Extrajalon gemietet für die Nacht, he? Angst gehabt vor dem alten grauen Hallunken, was? Der alte Rabe



Junge Frau am Kamin. Aquarell von Hans v. Bartels.

hat noch keinen gefressen! — Da, plag Dich hin!"

Der Jüngere war näher herangekommen. „'s wird wohl egal sein, wo man sitzt," brummte er. „Maule nicht, Söhnchen." Der Alte streichelte ihm die Wangen. „Ach, wie weich und weiß und rot, Jungchen. Bist noch nicht lange los von der Milchflasche, wie? Lange bescheint Dich die Chausseesonne noch nicht."

„Drei Wochen!" Das klang fast wie trotziger Stolz.

„Drei Wochen!" Der andere lächelte mit einem komisch-wichtigen Gesicht und nickte bedeutungsvoll. „Hoho, hoho! Seht ihn an!" Und nach einer Weile: „Wo willst'n drauf zu, Söhnchen?"

„Auf Breslau."

„Auf Breslau, so. Na, da gehen wir ein Stück zusammen, hörst?"

Die Antwort blieb aus.

„Ob Du hörst?"

„Was soll' ich nicht hören? 's fragt sich bloß, ob ich will?"

„Ach so — freilich. Ob Du willst, Du Selbstschnabel! Ich dacht', es wär Dir 'ne Ehre, mit dem „alten Raben" ein Stück zu wandern. — Da schier' Dich zum Satan meinestwegen!"

„Ich bin wohl nicht weit ab von ihm, bleib' ich Dir nahe."

Der Alte stemmte beide Hände gegen den Tisch und lehnte sich hintenüber, die Augen aufreißend: „Hoho! Hoho! Jungchen, wo hast das Maul her? Vom Vater oder der Mutter?"

„Von der Mutter. Der Vater gab mir das dazu!"

Eine knochige Faust senkte sich dicht vor des Alten Nase auf den Tisch. „Für den Fall, daß das Maul nicht ausreicht."

Der andere strich sich lächelnd den zottigen Bart: „Du, das hab' ich Dir nicht angesehen, als Du 'reinkamst. Kreuzdonner! Hält mir der Milchbart gleich fünf gebogene Finger unter den Kolben!" Er ergriff seine beiden Hände: „Söhnchen, Söhnchen, Du gefällst mir! Utkurat so war ich! Wir gehen ein Stück miteinander, ja? Ich hätt' gerne Gesellschaft heute. Bloß heute."

„Meinestwegen."

„Also gut. — Vater!" Er rief's dem Herbergswirt zu. „Ist das Morgengebet bald fertig?"

„Wenn Ihr den Kaffee meint, da ist er schon."

Die Wirtin brachte zwei dampfende Becher nebst Weißbrötchen.

Heißhungrig fiel der Jüngere über seine Mahlzeit her. Nach drei Minuten rühte er den Kopf auf beide Hände und sah dem „alten Raben" zu, der ihm noch ein halbes Brötchen hinschob: „'s, Söhnchen. Dir schmeck't's noch. Mir will's nicht hinunter. Es sitzt mir wie ein Knoten in der Röhre. Hier." Er deutete auf die Brust. „In den letzten Tagen war's besonders arg. Zu faum ein Auge zu in der Nacht. Wälz' mich auf dem Strohsack wie ein Igel. Bunte Wilber tanzen mir um den Kopf. Ganze Landschaften und allerlei Figuren. Kennst Du das?"

Der andere schüttelte den Kopf.

„Sei zufrieden. Es ist nicht schön. Gar nicht. Vergangene Nacht hat's mich genommen wie noch nie. Mich gerissen und geschmissen nach allen Seiten. Vielleicht, weil's so hell war unterm Dach. Ich schlaf' nämlich immer im höchsten Gipfel mußt Du wissen. Feine Leute wie Du brauchen das nicht. Da war eine Ritze im Dach, grad' über mir. Eine Prisse Mondschein kam hindurch und kitzelte mir die Nase. Und das ganze dunkle Loch war mir mit einemmal hell wie am Tag. Dann fingen sie an zu tanzen. Wer? Ich weiß nicht. Die Kathrine war dabei und der Mehlmaiz. Viele andere. Und eine riesig lange Landstraße war, da tanzten wir drauf herum. Ueber uns schrieen die Wildgänse. — Das heißt: die Wildgänse hab' ich wirklich gehört. Aber das andere waren Gespenster." Er hielt den Kopf nachdenklich gesenkt. Plötzlich lachte er dröhnend auf: „Glaubst Du an Gespenster?"

Dem Jüngeren sah die Unbehaglichkeit aus den Augen. Er hob sich mit einem Ruck: „Ich geh' jetzt!"

„Hoho! Nicht so eilig, Söhnchen! Ich komm' auch mit!" Er hielt ihn mit der Linken am Jadenärmel fest, während die Rechte schnell den Becher zum Munde hob, um den letzten Schluck zu nehmen. „Hältst mich für verrückt, was? Keine Angst. Ich bin ganz recht. Es ist mir bloß heute so —" er fuhr sich mit der Hand schnell über die Stirn — „so, weil ich nicht geschlafen hab'. Und weil," er überlegte und machte dann eine heftige Geberde, „äh, weiß der Teufel! Lassen wir's!" In großen, schnellen Schritten ging er zur Tür, die auf dem Hofe mündete, öffnete sie mit einem Ruck und blieb am Eingange stehen, hastig und tief atmend.

Der andere forderte sein Bündel vom Herbergswirt. Der flüsterte ihm zu: „Lassen Sie sich nicht mit dem Alten ein. Schlechte Gesellschaft hat schon manch' einen verdorben. Stecken Sie Ihr Geld gut fort, und versehen Sie den alten Lumpen sobald's nur geht."

„Wird's bald, Söhnchen? Was gibt's da noch zu flüstern? Hier," er wies auf den hereinbringenden Sonnenschein, „wie Gold auf dem Hof. Meine Nase wittert einen herrlichen Tag." Er steckte die Nase hoch und schnüffelte. „Herbst in der Luft, mein Junge. Sogar auf diesem Drechhof spitz' ich's."

Zwei Stellmacher arbeiteten auf dem Hofe in einem engen Winkel.

„Daß die's aushalten da, — ich begreif's nicht. Du?"

„Warum nicht? 's ist nicht jedem seine Sache, bis an's Ende auf der Landstraße zu bummeln und auf anderer Leute Kosten zu leben. Meine wär's auch nicht."

„Oho!" Der Alte wollte auffahren. Aber er besann sich. Sah seinen Begleiter von der Seite an und strich mit den zitterigen Fingern einige Male durch den verwilderten Bart, murmelnd: „Was weißt Du, Puppe!" Und laut und grollend: „Hat Dir der Penneboße einen Floh in's Ohr gesetzt? Hab' ihn wohl greinen hören, den Esel! Verstanden hab' ich's nicht. Aber ich weiß, o, ich weiß, was sie alle sagen: „Geh' nicht mit dem Lumpen! Such' ihm auszukommen! Bewahr' Dein Geld und Deine Unschuld!" Hahaha! Ihr Angstmichel! — Nein, Söhnchen, nein, Söhnchen! So ist's nicht. Ein Lump? Meinestwegen. Schall. Aber ein Dieb? Hoho! Verdammst will ich sein, wenn diese Finger hier schon eine Stednadel gestohlen haben. Was Ehbare's gemaußt — ja. Zuweilen. Wenn so ein alter Geizknochen am warmen Ofen mich hungrig hat aus der Stube gehen lassen — ja. Da hab' ich, ging's an, eine Wurst aus dem Rauch mitgehen heißen. Vielleicht auch ein halbes Brot oder dergleichen, wenn's mir grad im Wege lag. Aber stehen, noch dazu einem Rame-raden, pfui Teufel!"

Der andere antwortete nicht, verzog nur ein wenig das Gesicht, als sei ihm ein widriger Käfer über die Hand gelaufen.

Ein seltsamer Klang kam in des Alten Stimme: „Ich halt' Dich nicht. Kannst gehen — dahin, dorthin. Wie Du willst. Was geht's mich an? Und treffen wir uns auf der Chaussee, kennen wir uns nicht. Jede Straße hat zwei Seiten. Du gehst hier, ich drüben. Platz genug für uns beide. — Nun?"

Der Jüngere schien ihn gar nicht zu beachten. Das verdroß den Alten: „Grünling! Meinst, ich bettle um Deine Gesellschaft? Meinst, ich fall' Dir zu Füßen? Ha! Und geh Jahr und Tag allein wie einer, dem die Pest auf dem Halbe sitzt! Will's gar nicht anders. Mach, daß Du fort kommst! Was könnt Ihr mir denn erzählen, Ihr gelbschnäbeligen Dinger! Daß es weich in Mutterns Schoß ist! Daß Eure Rake Junge gekriegt hat! Aber das Leben?" Der Alte blieb stehen und schien mit einer weit ausholenden Handbewegung die Welt umfassen zu wollen. „Das

Leben?" Er schlug sich mit der Faust auf die Brust. „Da ist es und da sitzt es fest! Da ist alles, was ich gesehen und gefühlt hab'. Es ist nicht wenig! Alles, was ich gehört hab', und manches Ohr voll, Söhnchen, manches Ohr voll. Und da geh ich einfach meine Nacht weg für mich und es spricht in mir und erzählt mir fort und fort wunderliche Sachen. Immerzu, nimmt es die Erde. Niemals. Hab schon manchen auf andere Seite gewiesen, ist er mir dazwischen gekommen, wenn's grad besonders schön spitz' ist. Und halt's ohne Dich auch noch aus! Ohne Dich und irgend einen."

„Glaub's schon. 's geht anderen auch so. Weiß nicht, was das Geschwäh soll. Aber mir scheint, Dir ist ein besonderer Tag heute."

„Herbst ist, und es fängt an, durch die Läden zu zieh'n. Oder ist nur mir so? Ein besonderer Tag, sagst Du. Wohl. Ich spür's in allen Gliedern. Und komm' mir wahrhaftig vor wie ein altes Weib, das einen haben muß, dem's was anflehen kann. — Weiß nicht," er sah seinen Begleiter von der Seite an, „weiß nicht, was ich Dir gefressen hab. Aber es ist mir, als müßten wir heut zusammenbleiben; als wär's schrecklich für mich, heut allein zu sein. — Söhnchen, es klang ganz weich und fast flehend, „Du läufst mir nicht fort, wie?" Die bebenden Finger umfaßten den Arm des anderen.

Der streifte sie ab: „So lang' Du mir keine Urfach' gibst, bleib ich. Aber brauchst mir meine Jugend nicht immer an den Kopf zu schmeißen. Oder ist's ein Verdienst, alt zu sein?"

Der Gerügte antwortete nicht.

Sie waren bei den letzten Häusern des Dorfes angekommen. Der Alte, der sich schon wieder scheu und unsicher umgesehen hatte, blieb plötzlich stehen und zog eine breitbauchige Flasche aus seiner inneren Rocktasche. „Söhnchen," ein wenig leiser war in der Stimme, „Söhnchen, hast Du nicht einen Nickel übrig? In meiner Tasche ist kein Tropfen mehr. Und ich brauch Medizin, um den Knoten aufzulösen, der mir in der Kehle sitzt wie ein Pfeifendeckel. Ich bin kein Mensch sonst, du verstehst Du? An jedem Morgen muß ich die Kehle frei machen, so liegt's mir immer auf der Brust. Und heute drückt's wie ein Meilenstein. — Willst Du?"

Der Jüngere zögerte: „'s ist weggeschmissenes Geld. Als er aber dem Alten in das bittere Gesicht sah, fügte er hinzu: „Gib schon her. Ich essen brauchen wir auch. Ich bring's gleich mit."

„Essen?" Der Alte hielt ihn fest. „Bist Du bei Trost, Söhnchen? O, Du Milchbart," er lachte. „na, na, zieh keine Lippe! — Essen kauf' ich. Der Tisch ist gedeckt überall für den alten Raben. Und heut besonders. Geh, zahl nur den Schnaps. Das Essen kommt auf meine Klappe."

„Ich möcht nicht gern eingesteckt werden."

„O Du — nein, nein, ich sag's nicht!" lachte der Alte. „Bin ich eben ausgebrüht? Trag ich die Schalen noch an den Rockschößen herum? Einstecken! O, was Du für Sachen redest, mein Söhnchen! Der alte Rabe — und eingesteckt werden! Nein, ach nein!" Und sich vor Lachen schüttelnd, sah er dem Jüngeren nach, der in einer gegenüberliegenden Wirtschaft verschwand.

Mit ärgerlichem Gesicht kehrte er zurück: „Drei Groschen! Drei Groschen für den elenden Soff! Das ist eine Tonne, aber keine Flasche!"

Der Alte hielt sie schon in Händen, lachte selbstgefällig und ließ sie im Sonnenlicht funkeln. „Sie hat es in sich, die geliebte!" Zärtlich betrachtete er sie, schwang sie plötzlich hoch und fangte

„Komm an mein Herz, Lucinde,  
Komm an mein treues Herz,  
Daß alles Leid verschwinde  
Und meines Daseins Schmerz."

Er nahm einen tüchtigen Schluck. Dann wandte er sich mit feuchten Augen an seinen Begleiter: „Willst Du auch, Söhnchen? Trinkt. Ich bin mal mit einem abgedankten Schulmeister gewandert, der

sante immer: „Es ist Letztes.“ Und hat's mir erklärt: „ein Wasser ist's,“ sagt er, „draus Vergessen trinkt.“ Vergessen! Siehst Du —“

Er unterbrach sich und betrachtete lächelnd die Jüngeren, der eben die Flasche an den Mund hielt: „O, wie er leckt! Wie ein Säugling am süßen Kuchen. Du brauchst noch kein Vergessen, Mädchen; man merkt's. Na, gib nur her. Es soll nicht umkommen.“

„Der alte Nabe wird's schon auslöffeln.“

„Er wird. Denn er hat vieles zu vergessen. Vieles.“ Die Flasche glitt in die Rocktasche. „Ist auch am besten so. Flir Dich. Flir mich. Der erste Schnaps und das erste Mädchen, — davor hüte Dich, mein Sohn. Sonst bist Du gleich am falschen Faden. Alles geht dann von selber weiter, Du magst wollen oder nicht. Hast Du erst den Geschmack auf der Zunge, dann abjes, Verstand! Dann reißt's Dich fort, — wohin? Man kann's nicht wissen.“ Er schüttelte tief sinnig den Kopf: „Man kann's nicht wissen!“

„Ich mein', man muß sich selber lenken. Kein Waschlappen sein!“ Der Jüngere richtete sich straff auf und sah siegesicher in die Weite, über die herbftlichen Felder hin, die sich jetzt zu beiden Seiten der Landstraße ausdehnten.

„Kein Waschlappen sein! Sich selber lenken! Schöne Worte!“ Der Alte sprach wie zu sich selber. „Merkwürdig. Rede ich so oder wer? Der ist doch schon lange tot, der mal ebenso gesprochen hat. Ich glaub er sah beinahe so aus wie Du. Bloß härter noch und wilder, wenn's darum ging, ob einer das könne oder das, sobald er's wolle. Geladen wie ein Pulverfaß. Bloß ein kleiner Zweifel von so einem Schnapslappen — und das Feuer schlug zum Deckel 'raus. Ausgespuht vor jeder Schnapsflasche, einen traurigen Jammerbüchsen jeden geheißten, der sich nicht selber im Griff hatte wie der Korporal den Rekruten!“

Der Alte war plötzlich stehen geblieben, die Augen funkelten, und die bebenden Fäuste packten den Jüngeren an beiden Schultern: „Magst mir's glauben oder nicht, Milchbart: biegen konnt' mich keiner! Bloß brechen hätten sie mich können!“

Der andere hatte ihn wie im Glauben an einen plötzlichen Ueberfall abgeschüttelt; der Alte torkelte einige Schritte weit.

Al seine Energie war jäh verbracht; willenlos blieb er stehen, mit hängenden Armen: „Siehst Du, so ist es jetzt. Ein Kind schmeißt mich um. Und das ist der Unterschied.“ Dann schloß er sich dem Erschrockenen wieder an: „Es taugt nichts, das Maul so voll zu nehmen, mein Junge. Nachher kommt's doch anders. Aber warum? Ich weiß nicht. Es liegt so vieles dazwischen. Heut bin ich ein Vagabund. Jeder sieht's. Aber wie es gekommen, das sehen die Menschen nicht. Nur das Fertige, das sehen sie, und fallen drüber her mit Geifer und Schimpf. Jeder Hanswurst, dem nie ein Gefühl bis hinter die Rippen gegangen ist, der nie gespürt hat, wie das Leben einem zusehen kann, weil es ihn ja weich gebettet hat oder weil er ein Stockfisch ist, — jeder Hanswurst, sag ich, hat das Recht, Dich einen Lumpen zu heißen.“

Er schwieg erschöpft. Die Lippen zitterten. Der Atem kam pfeifend aus der Brust. Die Hände machten noch einige ratlose, heftige Bewegungen. Und in den Augen lag ein feuchter Glanz und schmerzlicher Ausdruck.

Der Jüngere sah es und schwieg. Sein trotziger Wille wollte sich auflehnen gegen die versteckte Rechtfertigung der Schwäche. Aber ein leises Gefühl der Unsicherheit überkam ihn und eine Ahnung von den unheimlichen Mächten im Dasein des Menschen, die er noch nicht kannte. . .

Die Straße führte durch Flachland. Rechts und links weitgestreckte Acker bis zum Horizont in gedämpften Farben. Nur hier und dort noch ein dunkles Grün, ein schimmerndes Gelb. Oder ein Schimmel vor'm Pfluge wie ein weißlicher Fleck auf braunem Grunde. Der bläuliche Spiegel eines kleinen Sees. Und ein schmaler Graben,

der wie ein silbriger Faden sich durch die dunklen Schollen wand. An seinen Ufern grau-grüne Streifen, kahlästige Bäume, rotschimmernde Büsche und weißblättrige Weiden.

Vor ihnen, zu schmaler, grauer Linie sich verengend, die Chaussee. Das leuchtende Laub der Ahornbäume säumte die Straße mit hellgelben Rändern. Ueber ihnen der Novemberhimmel: weiße Wölkchen auf stahlblauem Grunde. Dazwischen das strahlende Auge der Sonne, bald verschwindend, bald wieder hervortretend und die Landschaft in Licht und spielende Farbe tauchend.

Der Alte hatte den Blick erhoben und ließ ihn langsam über die Umgebung gleiten: „Ein schöner Tag heute. Abschiedstag. Die Sterbelichter brennen.“

(Fortsetzung . . .)

## Aus den Zeiten der gelben Gefahr

Von A. Conrady.

(Schluß.)

Nach der Eroberung Mesopotamiens, Armeniens und Georgiens drang Tamerlan in den neunziger Jahren nach Europa hinein, wo das Chanat von Kiptschak sich ihm widersetzt hatte. Es unterwarf sich seiner Oberherrschaft nach furchtbar verheerenden Feldzügen, unter denen Rußland bis in die Moskauer Gegend wieder unfähig litt. Dann wandte Tamerlan sich Indien zu, das bisher nur in seinen nordwestlichen Grenzgebieten unter Dschingis Cham von mongolischen Heeren berührt worden war. Jetzt sollte es nicht so leichtem Raufes davontommen. Im Herbst 1307 überschritt Tamerlan an der Spitze von 90 000 Reitern den Indus und durchzog das Pendschab, fast ohne Widerstand zu finden. Unter den schauerlichsten Raub-, Brand- und Mordscenen wälzten sich die schrecklichen Scharen unaufhaltsam weiter ostwärts, der indischen Hauptstadt Delhi zu. Als man sich Delhi näherte, zählten die als Sklaven mitgeschleppten Hindugefangenen beim Mongolenheer schon über hunderttausend Seelen. Als sie wahrnahmen oder vernahmen, daß ein großes indisches Heer den Mongolen entgegentrete, malte sich auf ihren Gesichtern die Freude über die Hoffnung, bald befreit zu werden. Da gab Tamerlan Befehl, alle Gefangenen nieder zu machen, damit sie nicht während der Schlacht den Mongolen in den Rücken fallen sollten. In einer Stunde wurden an hunderttausend wehrlose Menschen abgeschlachtet. Ein Schlachten, nicht eine Schlacht war auch der nun erfolgende Zusammenstoß mit dem indischen Heer. Es ergriff nach kurzem Kampf in panischem Schrecken die Flucht und wurde von den verfolgenden Mongolen schonungslos zusammengehauen. Im unmittelbaren Anschluß ward Delhi genommen, geplündert, niedergebrannt. Soweit die Einwohner nicht in den Flammen oder durch das Eisen der Mongolen umkamen, wurden sie in die Sklaverei abgeführt. Bis an den Ganges drang Tamerlan noch vor. Hier nahm er Meerut, dessen ganze Bevölkerung lebendig geschunden wurde. Am Ganges aber machte er dann Halt und kehrt; denn es war ihm durch Eilboten die bedrohliche Kunde geworden, daß während seiner Abwesenheit in Persien und Georgien Aufstände ausgebrochen seien. Mit unendlicher Beute beladen traten die Mongolen den Rückmarsch an und vervollständigten dabei ihr Zerstörungswerk. Nur wenige Monate der Ruhe verbrachte Tamerlan in Samarkand, dann brach er, 1400, nach Persien und Georgien auf, um diese Gebiete für ihre vorjährige Auflehnung zu strafen. Die Strafe war natürlich furchtbar. Unter anderem ließ er in Georgien sämtliche Weinstöcke vernichten, von allen Fruchtbäumen die Rinde abschälen. Er war nun mit seinen Horden bis an die Grenzen des Türkenreiches vorgebrungen, dessen damaliger Sultan Bajazet schon über ganz Kleinasien, sowie einen Teil der

Balkanhalbinsel gebot und gerade im besten Zuge war, die letzten Reste des byzantinischen Reichs zu erobern. Nun sah er auf einmal sein eigenes Land mit Eroberung bedroht. Es sind einige Briefe erhalten, die zwischen Tamerlan und Bajazet gewechselt wurden, ehe der Krieg zwischen ihnen ausbrach. Tamerlan rühmt sich darin u. a., daß seine Heere die Erde von einem Meer bis zum andern bedeckten: „Fürsten sind meine Sklaven und stehen in zahlreichen Reihen vor meinem Zelt. Das Schicksal der Welt liegt in meinen Händen, und das Glück ist meine unzertrennliche Gefährtin. Wer bist du, daß du mir trotzen willst? Arme, türkische Ameise, du wagst es, den Elefanten anzugreifen? Er wird dich unter die Füße treten!“ Tamerlan eröffnete die Feindseligkeiten noch im Jahre 1400 durch einen Angriff auf das starke Sinvas in Kleinasien. Nach langem Kampfe wurde die Festung genommen, die Besatzung zur Strafe für ihren hartnäckigen Widerstand in schauerlicher Weise getölet: 4000 Mann wurden lebendig begraben. Der Kopf wurde ihnen zwischen die Schenkel gebunden, je zehn in eine Grube gerollt, diese mit Brethern und dann erst mit Erde bedeckt, damit die Todesqual länger dauere. Auch ein Sohn Bajazets fiel mit Sinvas in Tamerlans Hände und wurde ungebracht. Auf diese Trauerbotschaft gab Bajazet die eben begonnene Belagerung von Konstantinopel auf, um sich gegen Tamerlan zu wenden. Es kam aber noch nicht zum Entscheidungskampf. Tamerlan glaube wohl sein Heer dazu noch nicht stark genug, jedenfalls ließ er von Kleinasien ab und fiel zunächst in Syrien ein.

Hier war Aleppo die erste größere Stadt, die seine Faust zu spüren bekam. Nach einem Sieg vor den Toren drang er mit den flüchtigen Syrern zusammen in Aleppo ein, dessen uneinnehmbare Zitadelle ohne weiteres kapitulierte. Tamerlan ließ alsbald die mohammedanischen Gelehrten der Stadt zu sich holen und unterhielt sich mit ihnen, während draußen seine Mongolen in den Straßen wüteten, mit der größten Gemütsruhe über alles mögliche. Die Gelehrten erstaunten über den Scharfsinn des Nomadenführers, am meisten aber gewiß über die kühne Logik, womit der „große Wolf“, wie die Mongolen selber den Welt Eroberer zu nennen pflegten, die Schafe beschuldigte, angefangen zu haben; denn so sprach Tamerlan zum Schluß: „Ihr seht mich hier als einen armen, lahmen, altersschwachen Sterblichen. Und doch hat es dem Allmächtigen gefallen, durch meinen Arm die Reiche von Iran, Turan und Indien zu unterwerfen. Ich bin kein Blutmensch. Gott ist mein Zeuge, daß ich in all meinen Kriegen niemals der Angreifer gewesen bin, und daß meine Feinde immer die Urheber ihres eigenen Unglücks gewesen sind.“ Eine ziemliche Portion Mut hätte dazu gehört, dieser dreisten Behauptung zu widersprechen; denn, während drinnen der Großchan seine Hände in Unschuld wusch, badeten draußen seine wilden Scharen die mordgewohnten Fäuste im Blut der unglücklichen Einwohner von Aleppo. Es war der übliche Befehl ergangen, jeder Mann solle mindestens einen Kopf abliefern. Und am Abend erhoben sich die bluttriefenden Schädelpyramiden zum sprechenden Beweis für Tamerlans Behauptung, daß er kein Blutmensch sei.

Weiter ging der Zug der Zerstörung nach Damaskus, wo bloß die Stahlarbeiter dem allgemeinen Gemetzel entgingen, um als Sklaven nach Samarkand geschleppt zu werden. Nach Damaskus kam Bagdad an die Reihe, das sich durch die Gunst seiner Lage wieder einigermaßen von der Zerstörung durch Hulagu's Scharen erholt hatte. Nicht weniger als 90 000 Köpfe zählte die Trophäe, die Tamerlan am 23. Juli 1401 auf den rauchenden Ruinen der Kalifenstadt errichten ließ. Mit unermesslicher Beute beladen, langten die Mongolen im Herbst wieder auf den Steppen von Turkestan an. Die Ruhepause dauerte nicht lange. Auf einer allgemeinen Versammlung

wurde fürs nächste Jahr der Entscheidungsfeldzug gegen die Türken proklamiert. Sobald der Winter zu Ende war, brach Tamerlan mit dem größten Heere, das er je unter seiner Rosschweifsfahne vereinigt hat, nach dem Westen auf. Eine halbe Million Mongolen stritten am 28. Juli 1402 bei Angora in Kleinasien mit dem Türkenheer unter Bajazet, das nicht viel weniger stark gewesen sein soll. Nach hartem Kampf siegte Tamerlan über den Türkenkhan, der gefangen genommen und seitdem in einer vergitterten Säule mitgeführt wurde, um machtlos zuzusehen, wie ganz Kleinasien bis an die Westküste systematisch verwüstet wurde. Hier gebot das Meer dem Lauf der Mongolenrosse Halt. Während Tamerlan sich in Smyrna aufhielt, faßte er den gigantischen Plan, nun zunächst China zu erobern: die ungeheure Entfernung von den Mittelmeerländern bis zu den Küsten des Stillen Ozeans stellte für ihn kein Hindernis dar. Langsam durchzog er 1403 Kleinasien ostwärts, verbrachte den Winter am Araxes, „beruhigte“ Persien und langte im Juli 1404 zu Samarkand an, wo er seinen Scharen ein paar Monate Erholung gönnte. Der Kurultai dieses Jahres sah die Ankündigung des Feldzugs nach China. Aber das chinesische Reich wurde vor dem Gescheh Borderasiens durch das Eingreifen eines Würdigen gerettet, der mächtiger war, als selbst Tamerlan. Wie der Mongolenführer im Frühjahr 1405 mit seinem Heer schon bis zum Sir-Darja gelangt war, ereilte den Siebzigjährigen zu Otrar der Tod.

Die vollständig ruinierten Gebiete Borderasiens waren die einzigen dauernden Spuren, die Tamerlan hinterließ. Gleich nach seinem Tode zerfiel sein „Reich“, wenn man diesen Namen einem Haufen von Eroberungen beilegen darf, der kaum eine Spur von staatlicher Organisation aufwies, sondern nur durch den Schreck vor den Mongolenhorden im Gehorsam zusammengehalten wurde. Nicht einmal die Herrschaft über Sagatai und Iran vermochten Tamerlans Nachkommen dauernd zu behaupten, weil die Hordenvereinigung bald in die Brüche ging. Unter beständigen inneren Kämpfen kam es schließlich dahin, daß Baber, der im fünften Gliede von Tamerlan abstammte, mit wenigen tausend Mann das Land seiner Väter verlassen mußte. Er setzte sich in den afghanischen Bergen fest. Von hier aus ist dann den verstreuten Mongolenscharen unter seiner Führung der letzte große Eroberungszug gelungen, von dem die Geschichte berichtet. 1524 fielen sie ins Pendschab ein, nahmen zwei Jahre später Delhi und unterwarfen bis zu Babers Tode (1530) die ganze nördliche Hälfte von Indien. Baber war nicht vom Schlage Dschingis Chans und Tamerlans, sondern ist eher mit Kublai Chan zu vergleichen. Wie Kublai Chan zum Chinesen, so wurde Baber zum Indier. Seine „Memoiren“ zeigen, daß er ein ganz zivilisierter Mensch war. Das gilt auch von seinen Nachkommen und Nachfolgern, worunter der bekannteste Akbar (1556 bis 1605). An die Herkunft dieser Leute erinnert bloß noch ihr Titel „Groß-Mogul“. Sie beherrschten wohl das Land aus, aber nach den Methoden der Zivildiktation und durchweg in weniger brutaler Weise, als die nächsten Fremdherrscher Indiens, die englischen Kapitalisten. Die Macht der Groß-Mogule war schon lange im Verfall, ehe sie nach der Mitte des 18. Jahrhunderts zu Drahtpuppen in den Händen der ostindischen Kompagnie wurden. Die Nachkommen Tamerlans haben dann in Delhi noch als Schattenfürsten residiert, bis die Engländer während des indischen Aufstandes von 1857 den letzten Großmogul, einen steinalten Mann, in die Gefangenschaft abführten, nachdem seine beiden Söhne von einem britischen Offizier niedergeschossen worden waren.

Als Indien unter die mongolische Herrschaft geriet, war von den früher eroberten Kulturländern als letztes auch Rußland bereits der „tatarischchina“, des Tatarenjochs lebendig gewor-

den. Nicht auf dem Wege einer Volkserhebung, sondern infolge des Zerfalls der „goldenen Horde“ in mehrere kleinere Hordenverbündungen, die sich untereinander aufs grimmigste befehdeten. Wohl hat im Jahre 1480, das den Endpunkt der Mongolenherrschaft in Rußland bezeichnet, ein russisches Heer an der Oka den Tataren von Kiptschak gegenübergestanden. Aber es kam nicht zur Schlacht, weil beide Heere im Augenblick, wo der Kampf beginnen sollte, von einer Panik befallen, die Flucht ergriffen und in entgegengesetzten Richtungen von dannen eilten. Den Sieg über die goldene Horde erfochten demnächst mongolische Verbündete Rußlands — die Tataren der Krim, die sich vom Chanat Kiptschak löst hatten. Sie vernichteten bis zum Jahre 1502 den Ueberrest der einstmaligen Macht von Kiptschak. So war Rußland das Joch des Großchans oder, wie er russisch gewöhnlich genannt wurde, des „Zaren“ von Kiptschak losgeworden. Man kann aber nicht behaupten, daß sich dadurch die Lage des russischen Volks verbessert hätte; denn die Mongolen hinterließen einen Erben, in dem ihr Geist fortlebte: den Zarismus. Die Tatsache, daß der Zarismus ein mongolisches Vermächtnis darstellt, ist zu offenkundig, um auch von den reaktionärsten russischen Geschichtsschreibern vollständig verdunkelt werden zu können. Schon der erste unter ihnen, der brave Karamsin, vermag das unangenehme Faktum nicht mit Stillschweigen zu übergehen; er kleidet es in die vorsichtigen Worte: „Die Fürsten Moskaus nahmen den beschriebenen Titel von den Dienern des Chans an und wurden dadurch mächtige Herrscher.“

Die Fürsten von Moskau, die wir nach dem Ende der Mongolenzeit als Zaren von Rußland finden, waren zu Beginn der tatarischchina bloß Herren eines ziemlich kleinen Gebietes; neben ihnen gab es zahlreiche, mächtigere Fürsten in Rußland. Diese Zersplitterung in eine Menge von Fürstentümern, die sich beständig anfeindeten, erleichterte den Mongolen die Unterwerfung des Landes gar sehr. Die Eroberer Rußlands verfahren anders als die von China und Indien. Sie ließen sich nicht inmitten der Russen nieder, sondern blieben nomadisch in den Steppen des Südostrus. Sie richteten auch keinen neuen Herrschaftsapparat in Rußland ein, sondern bedienten sich des vorhandenen für ihre Zwecke oder vielmehr für ihren einzigen Zweck, den, möglichst viel aus Rußland herauszupressen. Die russischen Fürsten wurden als Statthalter des Chans von Kiptschak beibehalten, so lange sie den Anforderungen der Fremdherrscher genügten. Sie bemühten sich natürlich um die Wette, das Wohlwollen der Mongolen zu erwerben. Sie sahen das Volk bis aufs Blut aus; das konnten sie ungestraft, weil sie gegen Aufstände an den Reitercharen der Goldenen Horde einen sicheren Rückhalt hatten: daher gingen in dieser Zeit die letzten Reste der Volksfreiheit in die Brüche. An einer möglichst hohen Steigerung des Steuerdrucks hatten die russischen Fürsten ein direktes Interesse, nicht nur, weil sie als Steuerpächter von den nach der Mongolenhauptstadt Sfarai an der Wolga abzuliefernden Tributen ihre Prozente bekamen, sondern auch, weil jeder von ihnen dadurch, daß er die anderen an finanzieller Leistungsfähigkeit übertrüfe, hoffte, fremde Gebiete zum seinigen geschlagen zu bekommen, Nebenbuhler auszuschalten. Zur Erreichung dieses Zieles schrakten die edlen Knäse vor keiner Schurkerei zurück. Sie denunzierten sich beim Großchan um die Wette, und sie krochen um die Wette. Dies im buchstäblichen Sinne; die russischen Fürsten machten nicht allein vor dem Chan selber, sondern auch vor seinen Abgesandten Kotau. Bei dem allgemeinen Wettkriechen nun schlugen die Fürsten von Moskau schließlich alle ihre Konkurrenten aus dem Felde. Auch ein französischer Geschichtsschreiber Rußlands, der als eifriger Fürsprecher einer frankorussischen Allianz durchaus nicht bemüht gewesen ist, den Zarismus in üblem Licht erscheinen zu lassen, Rambaud muß

zugeben, daß die Fürsten von Moskau ihre Absichten vorzugsweise „durch Mänke, Verberbtheit, Bestechung, Kriecherei vor den Chanen, Treulosigkeit gegen ihre Standesgenossen, durch Mord und Ungeberei“ zu erreichen gesucht hätten. Ihr Hauptmittel aber war das Finanzgenie, womit sie erbarmungslos aus den Knochen des unglücklichen russischen Volkes noch mehr herauszupressen verstanden, als die übrigen Steuerpächter. Daher wurden sie von den Chanen über immer mehr frühere Fürstentümer zu Statthaltern gesetzt. So hatten sie schon den größten Teil von Rußland unter sich, als es mit der Goldenen Horde zu Ende ging. Der Zarismus ist seitdem — das braucht nicht ausgeführt zu werden — unausgesetzt und mit Erfolg bestrebt gewesen, sich als würdigen Erben der gelben Barbaren zu erweisen. Aus der gelben ist eine weiße Gefahr geworden, die gewiß nicht weniger kulturgefährlich gewesen ist und noch ist, als einst die Dschingis Chan und Tamerlan. —



## Von der Revolution im Kaukasus

Von I. Heinrichs.

Im nördlichen Kaukasus, der im ganzen noch den russischen Charakter trägt und nur wenige typische Züge aufweist, ist die revolutionäre Bewegung nicht stärker, als im eigentlichen Rußland; sie tritt äußerlich — für den Unbeteiligten — keineswegs scharf hervor. Sobald man aber die kaukasische Bergkette überschritten und in das schöne Grusien gekommen ist, gährt es und brodelt es überall. Ueber ganz Transkaukasien weht der Geist der Revolution. In Baku, in Tiflis, in Batum — in diesen Hauptzentren Transkaukasiens hören die Unruhen nicht mehr auf: endlose Streiks, von einer Profession auf die andere übergehend, revolutionäre Demonstrationen und Versammlungen sind an der Tagesordnung. In Transkaukasien herrscht überall der Zustand des „verstärkten Schutzes“. Doch ist dieser „verstärkte Schutz“ — der äußerlich sehr greifbar hervortritt — nicht mehr in der Lage die Bewegung niederzutreten und die Stimme des Protestes zu ersticken.

Anfangs April brach auf der transkaukasischen Eisenbahn (Baku—Tiflis—Batum) zwecks Lohn-erhöhung ein Streik der Maschinisten aus, der sehr systematisch durchgeführt wurde. Man merkte es, es war kein papierne Komitee, es war eine mächtige, kraftvolle Organisation, die den Zustand mit fester Hand leitete. Der ganze Verkehr war lahmgelegt, und nur mit großer Mühe gelang es der Regierung einzelne Passagierzüge, die von einem bedeutenden Militäraufgebot eskortiert wurden, verkehren zu lassen. Am 12. April dieses Jahres wurde endlich der Streik durch Uebereinkommen mit der Eisenbahndirektion vom Streikkomitee als vorläufig beigelegt erklärt. — Die Direktion hatte in Aussicht gestellt, in einer bestimmten Zeit positive Verbesserungen einzuführen — und nun begann der Verkehr sofort in vollem Umfange. Dem Maschinisten jedoch, der während des Streiks am Sonnabend, den 9. April, einen Zug nach Batum geführt hatte, ereilte alsbald das tödliche Gericht: bei Eintreffen des Zuges in Batum wurde er auf der Lokomotive erschossen. Die Züge verkehren auf der transkaukasischen Eisenbahn noch heute unter starker militärischer Eskorte, und Ende April streikten zudem die Angestellten sämtlicher Bahnhofsbufetts, so daß die Reisenden meist nichts zu essen vorfanden. Jeder durchreisende Sozialdemokrat mußte sich über eine derartig straffe Streikorganisation von Herzen freuen, auch wenn er hungrigen Magens durch die Straßen irrte, um endlich mit Mühe ein Glas Tee oder ein Mittagessen zu ergattern.

Als Illustration dessen, wie wenig man sich im Kaukasus heutzutage geniert, sogar Unbe-



Novemberstimmung. Gemälde von M. Jwill.

kannten gegenüber seinen Unwillen über die herrschenden Zustände laut auszusprechen, mögen folgende kleine, charakteristische Episoden hier angeführt werden.

In Tiflis. Es war der zweite Osterfeiertag, und Gerüchte wurden laut, daß die Tataren heute die Armenier angreifen wollten, um ähnliche Mezeleien, wie in Baku am 19.—22. Februar zu veranstalten. Ich eilte nach dem sogenannten „Maidan“ — dem Tatarenviertel von Tiflis — doch dort war alles friedlich, und in der Tat kamen auch keinerlei Unruhen vor. Auf dem Rückwege trat ich in ein kleines, zweitklassiges Restaurant und aß zu Mittag. Ein Soldat mit einem intelligenten Gesicht tritt hinein, setzt sich an einen separaten Tisch und bestellt sich ebenfalls einige Speisen. In russischer Sprache begann ich mit ihm ein Gespräch und fragte ihn, ob er von dem vorerwähnten Gerüchte gehört hätte. „Ja, gewiß habe ich davon gehört, doch glauben Sie mir, heute wird dort nichts geschehen. Was aber zweifellos, und zwar bald, geschehen muß, das ist die russische Revolution; sie wird unbedingt vor sich gehen, und dann werden alle von der Polizei inszenierten Blutbäder und Mezeleien zwischen den einzelnen Nationen aufhören.“

Ich antwortete ihm nichts, und setzte mich zu ihm. „Ich bin Grusiner,“ fuhr er fort, „und alle Unterdrückten sind meine Freunde. Aber auch wir werden schließlich einen Freudentag erleben, auch wir werden endlich frohlocken. Glauben Sie denn, daß Soldaten keine Menschen sind? Glauben Sie denn, daß wir nicht fühlen, wenn man uns beschimpft, schlägt, und uns hinausjagt, auf unsere eigenen Brüder zu schießen?“

Ich verhielt mich vorläufig noch abwartend und warf nur hin und wieder einige Worte ins Gespräch, das immer lebhafter wurde. Plötzlich sah der Soldat mich einige Sekunden fest an, er hob ein wenig sein Glas, beugte sich zu mir hinüber und rief: „Es lebe die Sozialdemokratische Arbeiterpartei Rußlands!“

Freudig erregt schüttelte ich ihm die Hand und begrüßte als Genossen den Proletarier im Waffenrock, der mit einem für Rußland fast neuen Freimut mir, dem Unbekannten, seine Zugehörigkeit zur Partei bekannte. Meine letzten Be-

denken schwanden und unser Gespräch wurde so vertraulich, als ob wir schon jahrelang bekannt gewesen wären. —

Dann kam ich nach Batum. Ich war in einem großen Hotel als durchreisender Kaufmann abgestiegen. Am nächsten Tage wollte ich meine Rechnung bezahlen. Der Hotelbeamte schreibt für mich die Rechnung und knüpft unterdessen mit mir ein Gespräch an. „Was lesen Sie denn?“ fragte ich ihn, als ich ein paar grusinische Blätter auf seinem Tisch bemerkte. „Ach, das sind Proklamationen der „Grusinischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei.“ Sie kennen wohl nicht die grusinische Sprache? Schön, nehmen Sie doch diese Proklamationen. Das sind Proklamationen der „Russischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei.“ Ruhig nahm ich die Proklamationen und wußte nun, wen ich vor mir hatte.

In erregten Worten schilderte er mir die Leiden der Gurier\*) unter dem Druck der einheimischen Fürsten und der russischen Bürokratie. Nichts ist uns geblieben, fast alles Land haben sich die Fürsten und die russische Krone angeeignet. Aber jetzt ist es endlich Tag geworden. Unser Volk hat sich aufgehört und Gurien befindet sich in hellem Aufbruch. Die Sozialdemokratie hat uns erst vor fünf bis sechs Jahren das Wort des Lichtes nach Grusien gebracht, doch dieses Wort hat gezündet, es fiel auf einen äußerst empfänglichen Boden. Wir haben die russischen Beamten verjagt, wir sagten ihnen: Geht Gurier Wege, wir brauchen Euch nicht. Wir erklärten ihnen den Boykott. Drei Jahre schon haben nun die russischen Richter, die russischen Beamten nichts mehr zu tun. Wir wählen uns selbst unsere Richter, wir verwalten unsere Angelegenheiten allein. Ich selbst war gewählter Richter in meinem Dorf, und alle Sachen wurden bei uns viel gerechter und schneller erledigt, als früher. Es ist eine schwere, aber große Zeit, in der wir leben. Es ist eine Auferstehung, die wir ganz gewiß jetzt mit erleben werden, wenn auch noch so viele unserer Brüder und Schwestern sie mit ihrem Blute besiegeln werden.

\*) Die Gurier sind ein grusinischer Volksstamm. Die Grusinen nennt man in Europa auch Georgier.

Wir sind friedlich und kennen keinen Haß gegen unsere ebenso unglücklichen russischen Brüder. Doch mit den Schurken, die uns dem Messer der regierenden russischen Räuber ausliefern, möchten wir kein Mitleid. Der Tod ist die einzige, was wir für Spione und Verräter übrig haben. Fünfzig dieser Elenden haben wir in der allerletzten Zeit in das „bessere Jenseits“ befördert.“ —

Aus seinen Worten sprach glühender Haß gegen die Unterdrücker: ich glaubte ihm, daß er ihm um die Sache der Befreiung ernst war. Zum Abschied schüttelte er mir kräftig die Hand: „Noch Wiedersehen, Genosse, auf baldiges Wiedersehen im freien Rußland.“ —

Das sozialdemokratische Arbeiterkomitee übte in Batum einen ungeheuren Einfluß aus. Es jagt den „oberen Zehntausend“ einen heillosen Schrecken ein, und sein Name schwebt auf allen Lippen. Heute genügt es in den meisten Fällen schon, daß der ungerecht behandelte Arbeiter nachdroht, dem Komitee Anzeige zu machen, — und der Gemahregelte wird wieder aufgenommen, der rohe Werkführer entlassen. Die schriftlichen Forderungen des Komitees an die Industriellen in Batum, werden unbedingt befolgt. Streiks fallen meist zugunsten der Arbeiter aus, und es ist nicht zu leugnen, daß sich die Arbeitsbedingungen in Batum in letzter Zeit gegen früher bedeutend gebessert haben.

Die russische Regierung schweigt natürlich nicht. Auf die Arbeiter- und Bauernbewegung in Gurien reagiert sie mit ihren allbewährten Mitteln. Gurien ist jetzt (Ende April) von Militär überschwemmt, das sich in den unruhigen Dörfern niederläßt und von den Bauern zwangsweise ernährt werden muß. Die Soldaten reißen alle Vorräte an sich, töten das Vieh und das Geflügel, und ziehen erst fort, wenn sie das Dorf gänzlich ausgehungert haben und in ihm nichts mehr zu holen ist. Diese sogenannten „Exkursionen“ haben den Zweck, das betreffende Dorf gefügig zu machen, und es zur Herausgabe der Führer der Bauernbewegung zu veranlassen. Doch gelingt es den Soldaten nur selten, denselben habhaft zu werden; in den meisten Fällen ziehen sie unberichteter Sache von dannen. —

## Piratentum.

Novelle von Masson Forestier. Autorisierte Uebersetzung

(Fortsetzung.)

„Ich brauche zwei Monate,“ sagte Le Hertel. „Die Sache ist schon im Gange. Wir nähern uns der entscheidenden Stunde. Die Geschichte wird sich machen. Ich reise heute abend nach Liverpool und werde dort etwas . . . Bedeutendes . . . in Ordnung bringen. Das ist alles, was ich Ihnen zu sagen habe.“

Nach ziemlich langer Pause fuhr er dann, mit leiser Stimme sprechend, fort: „Wir spielen in diesem Augenblick unsere letzte und höchste Partie, alles um alles — va banque!“

„Und wenn wir straucheln?“ fragte Boisnat, in dem wieder die Empörung die Oberhand gewann, „denn schließlich sehe ich in der ganzen Geschichte nicht recht klar.“

„Nun, mein lieber Freund,“ höhnlachte Le Hertel, „wenn es mir nicht gelänge, dann tun Sie mir leid, dann müssen Sie sich eine Stellung suchen, der Sie gewachsen sind. Sie sind viel in der Stadt spazieren gegangen, sind viel nach Paris gekommen, kennen also die Geschäfte, und man wird sich sicherlich um Ihre interessante Persönlichkeit reißen.“

„Gewiß, ich werde etwas finden,“ rief Boisnat, „denn ich bin entschlossen, jede Stellung anzunehmen.“

Le Hertel brach in lautes Lachen aus.

„Haha, die klassische Phrase der Leute, die zu nichts taugen und nichts finden werden, der Leute,

die beständig warten, daß ihre Freunde etwas für sie finden und während dieser Zeit immer tiefer sinken. — Ich will nicht arm werden! Es ist zu häßlich. Ich werde nie ein Gegenstand des Mitleids sein! Wenn Sie Miene machen, sich meinem Plane entgegenzustellen, so reise ich nach Canada, ein Land, das bei . . . Unfällen dieser Art nicht ausliefert.“

Boisnat war sehr erschüttert und sagte mit nachdenklicher Miene: „Sie glauben also wirklich, daß es Ihnen gelingen wird?“

„Neun Chancen auf zehn.“

„Und darf man wenigstens etwas erfahren?“

„Nein, es ist immer eine Dummheit, eine Kombination jemand mitzutellen, und meine Kombination . . . ist etwas ungewöhnlich.“

Jetzt war Boisnat besiegt, der sichere Ton Le Hertels flüchtete ihm Vertrauen ein. Er wollte die Situation sofort aufklären: „Ich bin überzeugt, Sie werden jemand hineinlegen.“

„Mein Lieber, so lange man noch kein Mittel gefunden hat, Geld aus Kieselsteinen oder Lumpen zu fabrizieren, muß man es da suchen, wo es ist, nämlich in der Kasse der anderen. . . Man nimmt es, wo man kann, und wie man es ungenommen hat.“

„Nun, Le Hertel, meinethwegen! Wie Sie wollen! Ich gebe Ihnen Carte blanche! Schlagen Sie ein, ich bin Ihnen gern gefällig.“

„Schön, schön. Da zeigen Sie wenigstens eine gewisse Intelligenz, aber — halten Sie den Mund, es wäre mir sogar noch lieber, wenn Sie von hier verschwänden. Wir sind nämlich verloren, wenn Sie einer lebenden Seele von dem, was Sie wissen, das geringste erzählen.“

„Was Sie sagen!“ rief Boisnat; er fand nämlich, daß das, was er wußte, nichts war, und daß es ihm recht schwer gefallen wäre, indiskret zu sein.

Bierzehn Tage später verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, Le Hertel nähme wieder die Leitung der Geschäfte in die Hand. Man erzählte sich, er hätte das unerhörte Glück gehabt, in England einen reichen Kapitalisten zu finden, der ihm eine große Summe zur Verfügung gestellt hatte. Le Hertel wolle jetzt Indien und Australien mit großen Schiffen befahren.

Obwohl der Reeder selbst dieses Gerücht verbreitete, zeigte er sich doch sehr wortkarg. Vergeblich wollten seine Gläubiger den Namen des englischen Kapitalisten erfahren, aber Le Hertel begnügte sich, zu antworten:

„Sie werden ja sehen, ob ich Schiffe kaufe! Wenn ich kaufe, dann werde ich wohl auch Geld haben.“

Bald darauf erfuhr man durch die Zeitung, daß ein englischer Segler, 2400 Tonnengehalt,

der Hoch-Lomond, den Le Hertel in Nantes er-  
kauft, nach Nouen segle, wo er für die Panama-  
Gesellschaft Maschinen und Bagger einnehmen  
sollte.

„Sie transportieren Maschinen?“ fragte  
am Tages ein alter Seefahrer Le Hertel, als er  
auf der Börse begegnete. „Na, hoffentlich  
kann man Ihnen eine hübsche Fracht, denn  
das ist eine verkehrte Ladung.“

„Wieso denn?“

„Weil es sich schlecht verstauen läßt, und weil  
man nicht in den Wasserraum hineingehen, wenn  
die Maschinen groß sind. Man ist dann genötigt,  
sie im Zwischendeck unterzubringen, und das be-  
lastet den oberen Teil des Schiffes so sehr, daß  
es der Gefahr des Scheiterns ausgesetzt ist. Aller-  
dings mit vielem Ballast geht es. Aber Ballast  
ist totes Gewicht. Haben Sie doch lieber Ziegel,  
Schienen oder Sandsteine.“

„Ich will ja gerade den unteren Teil des  
Schiffes mit Schienen füllen.“

„Na, wenn auch, es ist eine schlechte Ladung,  
sehr gefährlich. Ich vermute, Sie haben wenig-  
stens einen guten Kapitän, der die Verstaung  
überwacht?“

„O, gewiß, ich möchte mich doch nicht der  
Gefahr aussetzen, mein Schiff zu verlieren.“

„Im, das ist manchmal ein gutes Geschäft,  
wenn man es hoch versichert hat.“

Le Hertel, dem der Mann einen seltsamen  
Blick zuwarf, zuckte nicht mit der Wimper; aber er  
lenkte doch bald die Unterhaltung auf einen an-  
deren Gegenstand, auf die Ernte, die infolge der  
Trockenheit schlecht zu werden drohte.

In Nouen, auf dem Quai Bethencourt blei-  
ben die Neugierigen stehen, um sich einen großen  
englischen Dreimaster anzusehen, der vor kurzem  
eingetroffen ist. Auf einem Gerüst sind Maler  
beschäftigt, seinen Namen zu ändern, und in  
neuen, goldenen Buchstaben entsteht das Wort:  
„Glabiateur“.

Es ist keine Bemannung an Bord, die eng-  
lischen Matrosen sind alle fort, der Kapitän eben-  
falls. Bei dem letzteren war das unvermeidlich, da  
das Gesetz verlangt, daß der Kapitän eines unter  
französischer Flagge segelnden Schiffes Franzose  
sein muß; doch was die Bemannung betraf, so  
kann der vierte Teil der Matrosen aus dem Aus-  
land stammen. Allein sie sind alle entlassen  
worden.

Le Hertel hat das besorgt. Er ist in Nouen,  
und scheint es gar nicht eilig zu haben, neues  
Personal anzunehmen. Dabei ist die Ladung fix  
und fertig, es sind Lokomotiven und Bagger, die  
auf Pinassen die Seine heruntergebracht worden  
sind. Eine Anzahl Handlanger bringen tagtäglich  
die Kisten an Bord des Seglers und verstauen  
sie unter der persönlichen Aufsicht des Reeders.  
Man spricht auch von einer starken Ladung Schie-  
nen, die eintreffen sollen, doch sie kommen noch  
immer nicht, und man scheint des Wartens müde  
zu sein. Wo soll man diese Schienen jetzt unter-  
bringen? Aber vielleicht hat man die Schienen in  
Caumont an Bord gebracht, wo das Schiff einen  
Augenblick angelegt, um Sandsteine einzunehmen.

Es erscheinen Matrosen, die in Dienst ge-  
nommen werden wollen. Matrosen findet man  
überall. Aber nicht so leicht finden sich Offiziere.  
Einige sind erschienen. Als sie jedoch sahen, daß  
das Schiff seine Ladung bereits eingenommen,  
zogen sie sich wieder zurück. Die meisten Kapi-  
tane wollen nämlich das Kommando eines  
Schiffes, dessen Verstaung sie nicht selbst geleitet,  
nicht übernehmen. So hat jeder seine Idee, seine  
Marotte; manche zum Beispiel wollen für starke  
Stabilität sorgen, und diese laden hauptsächlich  
in den unteren Teil der Schiffe, andere be-  
haupten, eine starke Stabilität bringe, wenn man  
die Richtung ändere, einen zu starken Schwung  
herbor, so daß die Masten brechen können. Schließ-  
lich gibt es Kapitäne, die es gern haben, wenn sich

das Schiff nach vorn neigt, während es andere  
vorziehen, wenn es die Nase hoch hebt.

Daher mißfällt ein Schiff wie dieses, das  
schon vollständig geladen ist, dessen Planen man  
nicht recht besichtigen kann und stößt dem Stenner  
Mißtrauen ein. Ja, wenn noch jemand von der  
Bemannung der Ladung beigezogen hätte, —  
aber nein, niemand.

Unter den Kapitänen, die sich zuerst anboten,  
befand sich ein Provençale aus Antibes; dieser  
Mann weigerte sich nicht nur, sich selbst einzu-  
schiffen, sondern er erklärte auch, er werde die  
anderen davon abreden. Er sagte es offen her-  
aus, so eine heimliche Ladung wäre verkehrte  
gefährlich. —

Die ganze Ladung ist jetzt an Bord, und man  
hat noch immer keinen Kapitän. Glücklicherweise  
hat Le Hertel einen Leutnant und einen Boots-  
mann gefunden. Der Leutnant kommt gerade  
aus dem Gefängnis. Er hat dort eine Strafe von  
sechs Monaten abgesessen, weil er in betrunkenem  
Zustande einen Schiffszungen mit Tauen halbtot  
geschlagen. Der Kleine ist verkrüppelt geblieben.

Was den Bootsmann anbetrifft, so ist er  
ein armer Teufel, der aus den heißen Ländern  
eine chronische Krankheit mitgebracht hat und  
sich infolgedessen auch nicht sehr wählerisch zeigen  
kann.

Aber es ist noch immer kein Kapitän da!  
Ein Tag folgt dem anderen und niemand ent-  
schließt sich, das Kommando des „Glabiateur“ zu  
übernehmen, trotz der lebhaften Mühe, die sich  
Le Hertel gibt. Er hat Annoncen in die Zeitung  
setzen lassen und verspricht eine hohe Gage.

Und jedermann weiß doch, daß genug auf  
dem Pflaster liegen, genug stellenweise, unglück-  
liche Kapitäne, namentlich Segelschiffkapitäne.  
In der Bretagne leben vielleicht achtzig oder hun-  
dert, die verzweifeln, daß sie nichts finden können  
und mit ihrer Familie vor Hunger sterben. Eine  
Muzahl hat sich schon entschließen müssen, als  
Matrosen zu gehen. Man erzählt sich, daß im  
vorigen Jahre eine Fischerbrigg nach Island auf  
den Kabelfang gezogen ist, in der zehn Ma-  
trosen von fünfundzwanzig ihr nutzloses Kapitän-  
patent in der Tasche hatten.

Viele sind auch hierher aus weiter Ferne ge-  
kommen, um sich das große Schiff anzusehen, aber  
man hat ihnen etwas auf dem Quai erzählt . . .  
Dinge, die alle mißtrauisch gemacht haben. Und  
dann sind sie wieder abgezogen.

Die Leute auf dem Quai betrachten Le Hertel  
bereits mit schiefen Blicken; man sieht nicht allzu  
oft einen Reeder, der keinen Kapitän finden  
kann.

Wenn das Geschwäh all dieser Dummköpfe  
nur nicht der Versicherungsgesellschaft zu Ohren  
kommt, denn so lange das Schiff nicht den Unter-  
gelichtet hat, kann sie noch zurücktreten, indem sie  
die Prämie wieder zurückzahlt. Bei dem „Gla-  
biateur“ hat die Pariser Versicherungsgesellschaft,  
jedenfalls von der Bedeutung des Geschäftes ver-  
lockt, und unter dem starken Betreiben eines ge-  
schickten Maklers, dem Le Hertel sicherlich dop-  
pelte Kommission bezahlt, sehr schnell abge-  
schlossen.

Aber wenn man sich nun anders besinnt?  
O, — eine Depesche! Endlich! Es meldet  
sich ein Kapitän; er kommt von weit her, aus  
St. Calais in der Sarthe; er unterzeichnet  
Robert de la Ferte. Merkwürdig, ein Abtler,  
jedenfalls ein Sohn aus guter Familie, der  
dumme Streiche gemacht hat, vielleicht auch ein  
entlassener Staatsoffizier.

„Ach was, wir werden ihn trotzdem nehmen  
und noch dazu um jeden Preis, den er haben  
will.“

„Also, Sie, mein Herr, haben mir tele-  
graphiert?“

„Zunächst, Herr Reeder.“

Le Hertel grüßt, betrachtet lächelnd von der  
Seite den heißersehnten Kapitän, der sich ihm  
anbietet.

Es ist ein blonder, sehr blonder junger  
Mann, man möchte ihn für einen Baskenländer  
halten, er hat einen rosigen Teint, offenbar eine  
blühende Gesundheit und blaßblaue Augen mit  
hellen Lidern und Wimpern. Ein kräftiger Bursche  
mit breiter Brust, kraftvollen, athletischen Schul-  
tern, — was man einen starken Keel nennt. Er  
ist vielleicht nicht sehr intelligent, seine Stirn wird  
zu sehr von dem Haar überwuchert; die sehr starke  
und hervorstehende Nase läßt zwischen den Augen  
eine Art Höcker hervortreten, wie man es bei  
den Widbern sieht. Dennoch gefällt die Physiog-  
nomie durch die Einfachheit, die diese etwas starren  
Augen ausdrücken.

„Wie schreiben Sie Ihren Namen, Kapitän?  
In einem Wort?“

„Nein, in dreien,“ versetzte der junge Mann  
etwas errötend und fährt, da er bei dem Reeder  
den Wunsch nach einer Erklärung voraussetzt,  
fort: „Ich bin der jüngste Sohn einer alten Fa-  
milie. Mein Vater und mein Großvater haben  
sich der Regierung nicht angeschlossen. Ihr Ver-  
mögen ist nach und nach geschmolzen. . . . Ich  
habe nicht im Gymnasium bleiben können, daher  
hat man mich mit fünfzehn Jahren auf die See  
geschickt. Das Seemannsleben gefiel mir, ich bin  
dabei geblieben, ich habe die Seemannsschule be-  
sucht und bin vor vier Monaten zum Kapitän  
ernannt worden.“ Dann fügte er mit leiser  
Stimme hinzu: „Und seit dreien bin ich ver-  
heiratet.“

„Ah, Sie sind verheiratet, jung verheiratet  
und denken doch schon an die Abreise?“

„Ja, denn . . . denn . . . ich muß Ihnen  
sagen, es geschah ein wenig gegen den Willen der  
Eltern meiner Frau; sie fanten uns beide zu  
arm. Meine Ersparnisse sind bereits aufgezehrt,  
und ich muß schnell etwas verdienen. Der  
Hunger jagt den Wolf aus dem Walde und den  
Seemann aus dem Hause,“ fügte er mit lautem,  
gutmütigen Lachen hinzu.

„Nun, also, Kapitän, wieviel wollen Sie  
verdienen?“

„Zweihundertundfünfzig Frank, die jeden  
Monat meiner Frau pränumerando gezahlt wer-  
den müssen.“

Er hat das mit zitternder Stimme gesagt;  
die Zahl ist ziemlich bedeutend.

„Meinetwegen; aber ich sage es Ihnen vor-  
her, es handelt sich um einen ziemlich gefährlichen  
Transport. Sie sehen, ich bin aufrichtig.“

„Ich weiß, — Maschinen — ich habe davon  
gehört und habe keine Furcht,“ versetzte der junge  
Mann ruhig.

„Die Leute auf dem Quai werden Ihnen  
den Mut schon nehmen. Es sind hier einige mehr  
oder weniger zweideutige Individuen, die um das  
Schiff herumstrolchen, zweifelhafte Subjekte, deren  
Dienste ich zurückgewiesen und die Ihnen allerlei  
Geschichten erzählen werden. Sie haben eine  
Kabale gesponnen.“

Der Kapitän schüttelte verneinend den Kopf.  
„Also gut, mein Freund, dann ist die Sache  
abgemacht. Sie fahren morgen ab, nicht wahr?“

„Morgen? O nein, übermorgen, wenn ich  
bitten darf! Meine Frau will mir Lebewohl  
sagen. . . . Und,“ fügte der junge Mann etwas  
beschämt hinzu, „da ich etwas knapp bei Geld  
bin . . . so möchte ich gern . . . wenn Sie ihr  
vielleicht . . .“

„Aber gewiß, Kapitän, hier sind 500 Frank!“  
Le Hertel öffnet seine Brieftasche: „Das Tele-  
graphenamt ist gegenüber; Sie können dort eine  
Postanweisung sich geben lassen . . . Warten  
Sie, ich begleite Sie!“

Und der Reeder klammert sich an den jungen  
Mann, überglücklich, daß er seine Beute so sicher  
gefangen.

(Fortsetzung folgt)

## Novemberstimmung.

(Zu unserer Wille.)

Nun legt das Leben sich zur Ruh.  
Ein Nebel spinnt. Ein Frösteln weht.  
Wie früh der Tag zur Nüste geht!  
Bald deckt der Schnee die Erde zu.

Ein Dorf träumt hinter Busch und Baum,  
Von Bodenwellen halb versteckt.  
Ein grauer Wolkenhimmel deckt,  
Soweit dein Auge schaut, den Raum.

Ein Wagen holpert über's Feld.  
Die Gähle ziehen schwer im Sand.  
Dem Dorfe zu der Fuhrmann hält.

Nur Räderknarr'n .. kein Fluch, kein Schlag.  
Die Sonne sinkt am Himmelstrand  
Grauüberwölkt. — Novembertag. —



**Eine schnurrige Audienz.** Eine überaus schnurrige Audienz hat im Jahre 40 n. Chr. zu Rom bei dem Hanswurst unter den Cäsaren, Gaius Caligula, stattgefunden. Die Juden in Alexandria, schwer bedrängt von ihren heidnischen Gegnern, hatten eine Gesandtschaft zum Kaiser abgeordnet, unter Führung des gelehrten und angesehenen Philo, Verfassers philosophischer Schriften, um ihre Gleichstellung zu erwirken. Dies zu vereiteln ließen auch ihre Gegner eine Deputation abgehen, an deren Spitze der rabiate Judenfreßer Apion stand, bekannt als Autor eines jüdenfeindlichen Pamphlets. Ihm zur Seite stand der giftige Psidor.

Philo hat den Verlauf der Audienz in fünf Büchern beschrieben, wovon jedoch außer einer späteren Uebersetzung nur ein vollständiges Stück erhalten ist. Caligula, der als Schiedsrichter von beiden Parteien angerufen wurde, war jedoch selbst Partei, er haßte die Juden, weil sie als strenge Monotheisten ihm die übliche göttliche Verehrung verweigerten.

Die beiden feindlichen Abordnungen wurden zu gleicher Zeit vorgelesen; der Imperator empfing sie inmitten seiner weitläufigen Willen- und Parkanlagen.

„Da fanden wir den Tyrannen,“ berichtet Philo, „umgeben von Höflingen, Intendanten, Architekten und Werkleuten. Alle Säle und Hallen waren weit aufgetan und er rannte aus einem Gefäß ins andere.“

Als die jüdischen Gesandten ihn ehrerbietig begrüßt hatten, schnauzte er sie an: „Ihr also seid die Gottthäter, die mich nicht als Gott anerkennen wollen, während doch meine Göttlichkeit von aller Welt anerkannt wird!“ Darauf stieß er mit emporgehobenen Händen gräuliche Verwünschungen gegen den Zudengott aus, daß den jüdischen Gesandten die Haut schauderte, während ihre Gegner enthusiastisch applaudierten und Psidor den wütenden Cäsar noch mehr aufzureizen suchte mit der Denunziation; die Juden hätten sich geweigert, für seine Wohlfahrt zu opfern. Hingegen beteuerten die Juden, sie hätten dreimal Freudenopfer und Gefatomben für ihn dargebracht, bei seiner Thronbesteigung, bei seiner Genehung von schwerer Krankheit und bei der Nachricht von seinem Sieg über die Germanen. Der Cäsar darauf: „Nag sein, daß Ihr für mich geopfert habt, aber nicht mir!“ Ohne Antwort abzuwarten, rannte er wie besessen davon. Die Juden und ihre Widerjacher hinter ihm her, von Halle zu Halle, treppauf, treppab. Plötzlich blieb er stehen und schnarrte die Juden höhnisch an: „Warum eßt Ihr kein Schweinefleisch?“ Philo erwiderte, jedes Volk habe seine besonderen Sitten; es gebe auch Völker, die kein Lammfleisch essen. „Lammfleisch schmeckt schlecht!“ versetzte Caligula im Tone eines höchstselbstgemachten Wihes und fragte nach einer Pause, wie sie sich denn eigentlich zum römischen Staat stellten, daß sie Gleichberechtigung beanspruchten. Philo holte zu einer gründlichen Auseinandersetzung aus, aber Caligula riß wiederum aus, da irgend ein häuslicher Akt seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Die Juden wiederum ihm nach. „Rebet weiter!“ herrschte er sie plötzlich wieder an, aber kaum hatte Philo aufs neue angefangen, so stürzte Caligula wieder fort, um für die Aufstellung einiger Gemälde Weisungen zu geben. „Wir gingen ihm immer nach, mehr tot als lebendig vor Angst.“ Aber die Affäre endete für die jüdische Deputation glimpflicher, als sie es erwartete. Caligula entließ sie in zorniger Verachtung

mit dem närrischen Satz: „Diese Menschen scheinen mir mehr dumm als schlimm zu sein, daß sie meine Götlichkeit leugnen.“

**Himmliche Optik.** Bei der Betrachtung des Himmelsgewölbes, zumal in einer Mond- und Sternennacht, ergeben sich zahlreiche Merkwürdigkeiten der Beobachtung. Großenteils sind es Dinge, über die immer wieder berichtet wird, so daß es an ihrer allgemeinen Bekanntheit kaum fehlt. Daß beispielsweise das Himmelsgewölbe nicht eigentlich als eine Halbkugel erscheint, sondern nach den Seiten breiter auseinandergehend und in der Mitte mehr gedrückt, ist bereits oft zum Gegenstande von Erörterungen gemacht worden. Meistens sucht man den Grund davon in dem Vergleiche zwischen der durch viele Gegenstände ausgefüllten Horizontallinie und der ins Leere gehenden Vertikallinie, von denen die erstere uns größer erscheint. Daher soll es auch kommen, daß Vollmond und Sonne am Horizont einen größeren Eindruck machen, als gerade über uns, im Zenit. Andere führen dies auf Veränderungen in der Lage unserer Augen zurück. Nun wird, abgesehen davon, gern gefragt, wie groß uns eigentlich der Vollmond erscheint. Die eigentlich richtige Antwort darauf, daß nämlich die hier erwartete Antwort überhaupt nicht zu geben ist, hören wir dabei wohl nur von Fachleuten. Die übrigen begnügen meistens einen sehr erregten Streit, indem die einen behaupten, den Mond wie einen Teller groß zu sehen, während die anderen ihn für nicht größer als etwa die kleinste Münze halten. Gelingt es dann jemandem, die so oder so Antwortenden zu etwas wie einer Rechtfertigung ihrer Antworten zu bringen, so zeigt es sich bald, daß die „Kleinere“ eher Aussicht haben, durchzudringen, als die „Größere“.

Beobachtungen über die verschiedenen Helligkeiten von Sternen, und ebenso die über Wollen und dergleichen mehr, sind längst ein wichtiges Thema theoretischer Untersuchungen geworden und haben bereits manche Kraft des Augenlichtes gekostet. In unserem Rahmen möchten wir auf eine Beobachtung aufmerksam machen, die wir bisher noch nicht erwähnt gefunden haben. Sie geht auf die bekannte Erscheinung zurück, daß jedem Lichteindruck ein gleichartiges Nachbild folgt, wenn auch nur auf kurze Zeit. Schwingt jemand vor unseren Blicken eine glühende Kohle oder eine brennende Zigarre im Kreise herum, so sehen wir nicht einen Punkt, der sich weiter bewegt, sondern einen glühenden Kreis, da an den Stellen, an welchen der leuchtende Körper eben vorher war, das Leuchten für unser Auge noch andauert. Wenn nun der leuchtende Körper seine Farbe rasch verändert, so muß auch ein solcher Kreis seine Farbe ändern. Und zwar ist dies derartig anzunehmen, daß je ein Abschnitt dieser Kreislinie die eine, der nächste Abschnitt die andere Farbe trägt, und so fort. Nehmen wir an, der leuchtende Körper wechselt in der Sekunde dreimal seine Farbe, und der Umschwung vor unseren Blicken dauere je eine ganze Sekunde: dann wird der Kreis in drei Teile von verschiedenen Farben zerfallen. Es würde sich lohnen, einen Apparat herzustellen, mit welchem sich dieses Experiment machen ließe.

Eine Spur dieses Experimentes können wir uns unter günstigen Umständen durch einen Blick auf den Himmel verschaffen. Einige Sterne nämlich zeichnen sich durch schnellen, stetigen Farbenwechsel aus. An dieser Stelle ist bereits (1905 Nr. 4) auf die Möglichkeit hingewiesen worden, den Sirius zu einem ähnlichen Experiment, wie das vorige war, zu zwingen. Nur daß wir da nicht ihn selber, sondern lediglich sein optisches Bild hin- und herschwingen lassen, und zwar durch die Bewegungen eines Opernglases. Auf primitivere Art gelingt es, wenn wir diese Bewegungen durch solche unseres Kopfes erzeugen, indem wir diesen rasch hin- und herdrehen. In gleicher Weise können wir ein ruhendes Stück glühender Kohle oder eine brennende Zigarre so anschauen, daß wir dabei lebhaft den Kopf nach rechts und links schüttern, als wollten wir beständig und energisch nein sagen. Dann tanzt der glühende Fleck ungefähr in einer geraden Linie vor uns hin und her.

Dort hatten wir Blicke auf den Himmel. Ist er gerade trübe, und möchten wir uns an Sonne, Mond und Sterne erinnern, so gibt es optische Spielereien, welche uns nicht nur dies ermöglichen, sondern auch sonst manches Lehrreiche darbieten. Legen wir bei sehr mäßiger Beleuchtung auf einen weißen Grund eine kleine schwarze Scheibe aus mattem Papier und beobachten wir diese unverrückten Auges, etwa mit Hülfe einer sichtbaren Bezeichnung ihres Mittelpunktes, wenige Minuten lang, so haben wir in unseren Augen einen Eindruck aufgespeichert, den wir auf folgende Weise für uns sichtbar machen können. Wir schließen die Augen und verdecken sie

womöglich noch durch die Hand, jedoch so, daß die die Augen nicht drückt. Dann erblicken wir, bei wenig Geduld, auf dem schwarzen Grunde, den wir in den geschlossenen Augen haben, eine weiße Scheibe, die verhältnismäßig hell leuchtet und von einem ziemlich dunklen Rande umgeben ist, als schwebte die glänzende Sonne in einer schwarzen Wolke. Es ist übrigens nicht unbedingt nötig, die Augen zu schließen; wir können uns auch damit begnügen, die schwarze Scheibe, nachdem wir sie lange genug betrachtet haben, wegzuziehen und unveränderten Auges auf den weißen Grund weiter zu schauen. Dann erblicken wir diesen etwas verdunkelt und an der im kreisförmigen Stelle so erhellt, daß es, wenn auch weniger deutlich, einen ähnlichen Effekt gibt, wie bei geschlossenen Augen.

Machen wir es umgekehrt: fixieren wir mit dem Blick eine weiße Scheibe auf schwarzem Grunde, und blicken auf Sammet (der Grund soll in jedem Falle ziemlich groß sein)! Haben wir nun die weiße Scheibe lange genug fixiert, und schließen wir dann das Auge, so sehen wir eine totale Sonnenfinsternis. Das heißt: auf einem mäßig dunklen Grunde sehen wir eine ziemlich tief schwarze Scheibe, umgeben von einem strahlenden Rande. Dieser Rand erinnert an die sogenannten Protuberanzen, die bei solchen Finsternissen tatsächlich zu sehen sind. Auch hier gelingt der Versuch, wenn auch unvollkommener, dadurch, daß man das Auge nicht schließt, sondern unverwandt auf den schwarzen Grund gefestigt hält, nachdem die weiße Scheibe weggezogen worden ist.

Es gehört nun nicht allzuviel Fingigkeit dazu, diese Versuche in mannigfaltiger Weise zu verändern. Nehmen wir statt der schwarzen Scheibe auf weißem Grunde eine violette oder violett-blaue Scheibe auf weißem oder vielleicht auf hellgrauem, eventuell auf gelbem Grunde, so wird unser „Nachbild“ die dem Violett oder Violett-Blau entgegengesetzte Farbe Gelb tragen, und also den Vollmond vorpiegeln. Eine rote Scheibe auf schwarzem oder auf bläulich-grünem Grunde gibt ein dunkelgrünes Nachbild, wahrscheinlich mit rötlichen „Protuberanzen“.

Wie wir uns mit Scheiben den Vollmond oder die Sonne vorzaubern konnten, so können wir mit anderen Figuren andere Himmelserscheinungen nachbilden. Ein Mondviertel, etwa mit der Venus daneben, und sogar ein Komet werden nicht allzu schwer aus Papier auszuscheiden sein. Wichtigere ist freilich, daß man dabei nichts übertreibt, daß man also den Versuch nicht zu sehr kompliziert und seine Augen nicht überanstrengt. Niemals soll derartige mit Zudrücken des einen Auges, niemals bei greller Beleuchtung und niemals länger als ganz kurze Zeit stattfinden. —

**Das Wunder.** Vom „alten Frigen“ wird berichtet, daß man ihm einst ein Urteil zur Unterzeichnung vorgelegt habe, wonach ein Soldat zum Tode verurteilt worden war, weil er eine der heiligen Jungfrau gewidmete Kapelle bestohlen habe. Dem Urteil beigefügt war eine Bittschrift des Verurteilten. Diese führte darin aus: er sei in großer Not mit seiner Familie gewesen und habe inständig um Rettung und Hülfe zur heiligen Jungfrau gebetet. Endlich sei ihm diese erschienen, von feinen innigen Worten und seinem Stend gerührt, habe auf einen Schmuck gewiesen und gesagt: „Du hast sechs Kinder, deren Unterhaltung Dir schwer wird. Nimm diesen Schmuck, der meine Kapelle ziert; er nützt mir nichts, ich schenke ihn Dir.“

Diese hübsche Begründung des Gnadengesuchtes fesselte den alten „Freigeist“ Friedrich. Er beschloß, sich einen Spaß zu machen und ließ vier katholische Geistliche rufen. Als alle versammelt waren, richtete Friedrich ernsthaften Tones folgende Frage an sie: „Glaubt Ihr, daß die heilige Jungfrau Wunder tun kann?“

„Ohne Zweifel,“ war die einstimmige Antwort: „Nun, so unterzeichnet diese Erklärung.“

Die Geistlichen bestätigten schriftlich ihre Ansicht, und Friedrich beantwortete das Gnadengesuch des Soldaten folgendermaßen: „Sinnlich der Erklärung der vier unterzeichneten Geistlichen, welche behaupten, daß die heilige Jungfrau Wunder zu tun imstande sei, wird das Todesurteil jenes Soldaten kassiert. Allein wir verbieten ihm bei Todesstrafe, je wieder ein Geschenk von der heiligen Jungfrau anzunehmen.“ —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!